



# Feierabend



## Kriminalinspektor Gibe hat Dienst.

Novelle von H. S. Magog.

Während der Kriminalinspektor Gibe, wie es sein Dienst vorschrieb, die Besucher der Ausstellung im Auge behielt, machte er sich seine gang eigenen, dabei aber von der Sache durchaus nicht abweichenden Gedanken.

„Eigentlich ein Blödsinn, daß ich hier herumsitze“, ging es ihm durch den Kopf. „Bei helllichem Tag wird es doch bestimmt keinem Menschen einfallen, nach diesen Diamanten die Hand auszustrecken! Wo so viel Augen versammelt sind, da könnte auch das größte Diebsgenie nichts ausrichten. Aber selbst wenn, so geschähe es den Herrschaften eigentlich nur recht. Denn hat es vielleicht einen Sinn, die Gabrier der Beute zu reizen, indem man ihnen solche Millionenwerte unter die Nase schiebt? ... Und was die Sicherheitsmaßnahmen betrifft, so wage ich zu behaupten, daß also diese Riegel, Schlösser und Bitter absolut keinen größeren Wert haben, als ein Glas Wasser bei einer Feuersbrunst! Wieviele Klienten habe ich in meiner Praxis schon kennengelernt, denen ein solcher Diebstahl geradezu eine Kleinigkeit gewesen wäre. Na, und ob die's zustande gebracht hätten? ...“

Um sich einen Spatz zu machen, heftete er seinen Blick mit einer Strenge auf einen jungen Menschen, der etwas zu lange bei einem der Schaufenster stehen geblieben war. Der Mann wurde rot und entfernte sich so verlegen, daß der Inspektor Mähe hatte, nicht hell aufzulachen.

„Ha, ha! ... Wie der Kerl verdunstet ist ... So, als ob's eine Möglichkeit gäbe, jetzt etwas zu unternehmen! ... Wozu wäre denn die Nacht da, mein Verehrtester? Wenn es finster wird, bin ich ja nicht hier ... Und der famose Herr Wächter, der das alles zu beaufsichtigen hat ...“

Ein ironisches Lächeln umspielte seine herabgezogenen Mundwinkel.

„Ich muß wirklich lachen über diese zugesperren Türen!“ fuhr er in seinen Betrachtungen fort. „Auf diesem Wege werden die richtigen Spitzbuben doch bestimmt nicht kommen, die Meister ihres Faches, wie ich schon einige gekannt und auch ... erwischt habe ...“

Er ließ seine Blicke herumschweifen; an dem Oberlichtfenster blieben sie haften.

„Teufel auch, dort müßten sie herein-

kommen! ... Das wäre der richtige Eingang, bei dem man die Treppen umgehen könnte! Ich habe mir die Bäume der Avenue gesehen. Vom Bissel der gegenüberliegenden Kastanien hatte ein gewisses „Eichläschen“, das mein erstes Bild war, spielend einen berühten, mit Hals versehenen Strick auf das Dach des Ausstellungspalastes geworfen und wäre hinübergeklettert; übrigens hat dieser Strick die Ehre, in meinem Mariatankabinett zu prangen. Und die zentimeterdicke Glasverhüllung? Die würde doch bestimmt einem guten Diamanten, wie er in meiner Sammlung ist, nicht standhalten können. Wieviele solcher Glas tafeln muß dieser Stein schon erschlossen haben! Durch das Loch wäre dann ein Spezialist, wie es der famose „Passe-Partout“ war, mit seinen einzigartigen Schuhen vollkommen gefahrlos hinuntergesprungen und wieder in die Höhe gekommen. Diese Stiefel — ganz aus Rautschuk und mit genial angebrachten Federn, die einen Hochsprung von drei bis vier Metern ohne weiteres ermöglichen — bilden ebenfalls ein Unikum meiner Sammlung. Ja, dieser Burche hatte wirklich nicht seinesgleichen, der hätte es schon gewagt, ein solches Experiment zu unternehmen! Der Wächter? Aber lächerlich ... Da bestie ich in meinem Museum einen merkwürdigen, an einem Senkblei befestigten Schwamm, den man nur in Chloroform zu tauchen und dann vom Oberlichtfenster hinabzulassen braucht, damit aus der Schläfrigkeit des guten Mannes sofort ein tiefer, ausgezeichneter Schlaf wird! Nach diesen Vorbereitungen bliebe eigentlich nichts übrig, als einzusteiigen und zu „arbeiten“ ... Die Scheiben zu zertrümmern wäre gar nicht erst notwendig; denn mein Meisterdierrich öffnet mit absoluter Sicherheit jedesmal Schloß. Und die Kliniker, die mit einem derartigen Dinge umzugehen wissen, habe ich schon „gehabt“ und sie hätten sich ihrer Aufgabe bestimmt zur höchsten Zufriedenheit entledigt. Ja, meine Herrschaften, das wären die richtigen Besucher für eure Ausstellung! ... Denn die Sicherheitsmaßnahmen, auf die ihr so stolz seid, hätten „meine“ Klienten gewiß von ihrem Vorhaben nicht abgehalten!“

Endlich wurde gesperrt und der Herr

Inspektor war von seinem langweiligen Dienst befreit. Aufrechtig gesagt, war es ja wirklich eine Dummheit, einen Mann wie diesen, der sich auf seinem Gebiete schon einen Namen gemacht hatte, in der Rolle eines simplen Wächters tag- und wochenlang herumstehen zu lassen.

„Ich wäre nicht so ungehalten, wenn die Diamanten eines schönen Nachts verschwinden würden!“ brummte er auf dem Heimweg. „Nur damit die Herren vom löblichen Ausstellungskomitee eine Lehre bekämen! ...“

Trotz diesen nicht gerade frommen Wünsches war er dennoch am nächsten Morgen ein wenig betroffen, als er, durch ein närrisches Telephongeklingel aus dem Bett alarmiert, eine Vorhast vernahm, die sensationell genug war, um auch ihn, dem gewiegten Kriminalisten zu verblüffen. Im Laufe der Untersuchung, an die er sich unverzüglich machte, wurde sein Staunen immer größer und größer.

Denn sein Wunsch hatte sich erfüllt; man hatte die Diamanten während der Nacht gestohlen! Und das Seltsame, das Unerklärliche dabei war: man hatte sie ganz nach derselben Methode entwendet, die er am Tage vorher als die einzig richtige bezeichnet hatte. Sein ganzes Programm war Punkt für Punkt befolgt worden. Alles war vertreten: der Strick, das eingeschnittene Oberlichtfenster, der chloroformierte Wächter, der sich dunkel erinnern konnte, daß ihm „etwas vor der Nase herumbaumelte“, endlich wie mit einem Zauber Schlüssel geöffnete Schaufenster und das Verschwinden des Diebes, das man sich nicht anders vorstellen konnte, als daß er dem Weg durch die Lüfte genommen habe. Die Spuren erzählten alles, besonders dem Inspektor Gibe, der darin genauestens die Ticks seiner Klienten wiedererkannte.

„Alle sind vertreten, alle, wie ich sie der Reihe nach erwischt habe! Fast möchte man jagen, sie hätten sich verbündet, um einen Meisterstück zu führen! ... Und doch ist es unmöglich, denn sie sitzen hinter Schloß und Riegel!“

Diese Erwägungen behielt er jedoch für sich und bezeichnete in seinem Protokoll nur die verschiedenen Werkzeuge, die,

seiner Meinung nach, bei dem Einbruch verwendet worden waren.

Dann begab er sich wieder nach Hause, um über die Sache nachzudenken.

Während er nun in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging, wurde sein Blick, der auch die Einzelheiten ersah, die einem ungeübten Auge entgangen wären, plötzlich unruhig.

„Man hat ja meinen Kasten erbrochen!“ rief er aufgeregt und näherte sich dem Möbelstück, dessen Inhalt er genau untersuchte.

Je weiter er der Sache nachging, desto lauter wurden seine Ausrufe des Staunens. Sein ganzes Museum, auf das er stolz war, zeigte die größte Unordnung.

„Aber, aber... Man hat sich ja meines Strides bedient... meines Diamanten... des Schwammes... des Nachschlüssels... der Stiefel... Was soll denn das heißen?“

Eine Weile stand er mit offenem Munde da, stierte in den Kasten. Plötzlich aber wich die Erstarrung von ihm und er begann alles drunter und drüber zu werfen, als mache er bei sich eine allgemeine Hausdurchsuchung.

Es war in der Tat eine, und zwar eine mit Erfolg! Denn nach ungefähr einer

Viertelstunde hörte man plötzlich, von einem Fluch begleitet, den Ruf durch das Zimmer schallen:

„Die Diamanten!.. Die Diamanten sind hier versteckt!.. Bei mir!.. Wer kann denn das gemacht haben?..“

.. Wer?

„Das steht außer Zweifel: Sie sind nachwandlerisch veranlagt, entschied zwei Stunden später der Arzt, der den Inspektor Sive konsultierte. Er setzte ihm das des langen und breiten auseinander, um die Diagnose zu begründen und eine Behandlung anzuraten.

Sive hörte ihm erst gar nicht zu.

„So bin also ich der Dieb?“ dachte er niedergeschmettert. „Ich kann mich doch nicht selbst verhaften?..“

Er ging hinaus und fühlte, daß er zu jedem Dienst nun unfähig war.

Kurz darauf meldeten die Zeitungen die mysteriöse Rückgabe der gestohlenen Diamanten; an einer anderen Stelle war der Rücktritt des Kriminalinspektors Sive genannt. Niemand wäre es aber eingefallen, zwischen diesen zwei Notizen auch nur den entferntesten Zusammenhang zu suchen.

Ich sehe ihn an. Er bückt sich mühsam, räumt ab, schleppt herbei, packt in die Kisten. Er ist arm, schlecht gekleidet, unrasiert. Er braucht sicher jeden Sou. Aber er hat Prinzipien. Er ärgert sich, daß ich keinen Hut trage. Das ist sein gutes Recht. Und ich ärgere mich, weil ich den Victor Hugo nicht bekomme.

Wir sind beide wütend. Ein Mädchen lächelt. Ein Schutzmann geht freundlich vorbei.

Die Freiheit ist nicht immer auf der Straße zu finden. Das Volk hat seine Tücken.

## Intermezzi der Liebe.

Von Frank Crane.

Ich habe diese Tragödie unter den Menschentindern gesehen: einen Mann und eine Frau, die einander tief liebten und doch nicht vermochten, sich zu ertragen. Waren sie einander fern, so verlangte eins zum andern, hatten sie sich wieder, so begannen Verlebung und Zank von neuem.

Das waren die immer wiederkehrenden Intermezzi dieser Liebe.

Ich habe viel darüber geschrieben, daß die Liebe Tiefblick und Verständnis gebe, aber da sind Zeiten, wo ich alles zurücknehmen möchte, was ich gesagt habe. Denn dann glaube ich, daß das Einzige, was jedes Verständnis ausschließe, die Liebe sei.

Es gibt Männer, mit denen alle Menschen auskommen können, nur nicht ihre Frauen. Und es gibt Frauen, die von allen Männern geschätzt werden, nur nicht von ihren Männern. Es ist wahrhaftig, als ob gewisse Seelen von einem Dämon besessen wären, der dem pervertierten Impuls nicht widerstehen kann, alles, was diese Seelen lieben, zu quälen, zu martern und zugrunde zu richten. „Denn jeder tötet, was er liebt“ — das Wort Wilbes ist düstere Wahrheit.

Gibt es ein erbärmlicheres Schauspiel als den Mann und die Frau, die einander immerfort irritieren, einander falsch auslegen, fallen stellen, immerfort in der Offensive oder Defensiv leben, im Angriff oder in der Verteidigung, und zwischen mürrischem Trotz und Gattenliebe hin und her schwanken? Es sollte scheinen, daß zwei gutwillige Menschen durch die bloße Macht der Zeit einen Modus vivendi etablieren könnten, der zur Ruhe des Gemüts und zu wechselseitiger Zufriedenheit führte. Aber ich habe das Geheimnis zweier gejunger und klarer Intelligenzen gesehen, die täglich weiter voneinander trieben, weil sie sich liebten. Was für ein Tod im Leben muß das sein: nach Liebe, nach Einigung zu verlangen, täglich darum zu verlangen, täglich darum zu beten — und doch zu fühlen, wie die Entfremdung unaufhaltsam weitergreift. „Wie Fliegen, die sich in einem unfehlbaren, rauchigen Spinnengewebe verfangen haben, so kämpfen die Menschen im Gewebe ihrer eigenen Naturen,“ sagt John Galsworthy. „Ert schrecken sie auf, dann folgt ein klägliches, kleines Jucken, das lange andauert und endlich zur Stille wird. Verstrickt werden sie geboren, verstrickt sterben sie, wenn der Kampf, den sie nach ihrer besten Kraft führten, zu Ende ist.“

## Wie man Schnittblumen frisch erhält.

Wenn man einen beblätterten Zweig oder eine langstielige Schnittblume nicht an der Luft, sondern unter Wasser abschneidet, dann bleibt er, sofort ins Wasser gestellt, viel länger frisch, als wenn er an der Luft abgeschnitten worden wäre. Davon kann man sich überzeugen, wenn man zur Kontrolle gleichzeitig einen

## Die großen und die kleinen Raubtiere.

Der König Löw' und Herzog Leopard, Fürst Tiger, Pantfer und Hyäne, Graf Luchs und Bär und andre ihrer Art, kurz, die Gewaltigen der Krallen und der Zähne, Befahlen einst den kleineren Tieren, In ihren Ländern und Revieren Sich künstrighin des Raubes zu enthalten Und niemals mehr, von schöner Gier und Wut Getrieben, mit dem Gut und Blut Der Schwächeren so freventlich zu schalten, Wie sie bishero jonder Fug und Recht Sich angemaßt — —

Erlaubt eurem Knecht, Habt jetzt ein Samstax an, demütiglich zu fragen, Warum ihr Mächtigen ans Kleineren geruht, Das allergnädigst zu verjagen, Was ihr doch selber täglich tut?

Verzeiht, wenn euer Knecht den Grund nicht sieht,

Warum man uns denn ausgeschlossen? —

Was? brummt der Bär ihn an, wir treiben es im großen, Und darin liegt der Unterschied.

Friedrich Adolf Krummacher.

## Der Hut.

Von Walter Hasenclever.

Ich habe die Angewohnheit, keine Hüte zu tragen. Ich finde dies Ornament unseres Kopfes weder schön noch bequem. Es stört den Haarwuchs, verunziert die Kleidung. Und schließlich ist es überflüssig, vor allem im Sommer.

In Deutschland werden hutlose Leute gelächelt. In Paris gehört der Hut zur Würde des Mannes. Man behält ihn in Cafés und Arcipen auf dem Kopf; man nimmt ihn sogar im Theater auf seinen Platz und stülpt ihn in der Pause über.

Ich errege nicht gern Anstoß. Die Politisten sahen mich oft mißtraulich an; manchmal fragten Passanten nach meiner Kopfbedeckung. Seitdem trage ich meinen Hut unter dem Arm, als Symbol staatsbürgerlicher Gesinnung.

Heute nachmittag schlenderte ich durch ein paar Gassen auf dem linken Ufer. An der Ecke der Rue du Four und der Rue des Canettes hat ein Buchantiquar seine Bude aufgeschlagen. Auf staubigen Regalen mitten auf der Straße liegen Schmöser mit ihrer dicken Schmuckkrone.

Höchstes Glück der Erdentinder, im Dreck der Jahrhunderte zu wühlen: dort drei zerfressene Bände Rousseau, hier eine Physiologie aus der Revolutionszeit, Frankreichs Geschichte in fünf Oktavbänden, ein Almanach für galante Damen, ein Gespensterbuch, eine Literaturgeschichte, ein Kochbuch, Zeichnungen von Sabarni, ein Kellamheft, eine Bibel...

Mein Blick fällt auf einen Band Victor Hugo mit Illustrationen aus dem Jahre 1874. Auf der ersten Seite ein gedruckter Vermerk: „Noch ist die Zeit der Knechtschaft nicht vorüber...“

Der Antiquar, ein altes Männchen mit Triefaugen, verkrümpelt und brummend, kriecht aus seinem Loch.

„Sie haben wohl Ihren Hut verloren?“

„Was kostet dieses Buch?“

„Das ist unverkäuflich.“

„Wieso? Sie verkaufen Ihre Bücher nicht?“

„Doch. Aber nicht an Leute, die keinen Hut tragen.“

„Hier ist er.“

Ich weise das Instrument triumphierend vor. Der Antiquar stellt das Buch an seinen Platz.

„Das kann Euch so passen, ohne Hut durch die Gegend zu streifen und Euren Schädel sehen zu lassen. Da könnte jeder kommen.“

Giftig und böse kriecht er in sein Loch zurück.

„Sieber Mann“, sagie ich schüchtern. „ich schreibe selber Bücher. Es ist doch keine Schande, keinen Hut zu tragen. Schließlich leben wir in einer Republik.“

Der Alte fängt an seine Bücher zusammenzufassen. Es ist sieben Uhr abends. Die Geschäfte schließen.

„Und überhaupt“, knurrt er hinter zwei Foliobänden, „ich habe noch den Krieg von 70 mitgemacht, verstehen Sie, da hatten wir alle unsere Kappen auf dem Kopf. Aber jetzt, diese Kerle, die halbnackt über die Straße laufen... Rein. Von mir nicht. Kaufen Sie Ihre Bücher wo anders.“

zweiten Zweig an der Luft abschneidet und gleichzeitig mit dem unter Wasser abgeschneittenen Zweig ins Wasser stellt. Wenn man nämlich die Gefäße des Zweiges unter Wasser durchschneidet, wird durch den äußeren Luftdruck ausgiebig Wasser in die Gefäße gepreßt; der Zweig erhält hierdurch einen gewissen Vorrat an Wasser, womit er sein Leben verlängert. Wenn man aber den Zweig an der Luft abschneidet, dann füllen sich seine Gefäße mit Luft, die den Weg des Wassers, das der Zweig aus dem Behälter, in den er gestellt wurde, schöpfen sollte, verlegt. Ein solcher Zweig muß daher früher welken.

Die Lebensdauer abgeschchnittener Zweige kann auch dadurch verlängert werden, daß man

sie ein bis zwei Zentimeter hoch über der alten Schnittfläche wieder schneidet. Ausschneidungen an der alten Schnittfläche verstopfen nämlich den Weg des Wassers; ein neuer Schnitt macht ihn wieder frei und verlängert dadurch das Leben des Zweiges. Der Schnitt kann, solange es geht, wiederholt werden. Durch solche Schnitte können auch Schnittblumen, die durch längere Reise oder längeres Liegen an der Luft angegriffen sind, zu neuem Leben erweckt werden, da dadurch der Weg des Wassers durch Schrumpfung der Gefäßenden verlegt war, wieder frei gemacht wird. Abgeschnittene Zweige und Blumen sollen sich auch dann länger frisch erhalten, wenn man etwas Holzohle ins Wasser gibt.

## Der Weg in den Gumpf.

Von Theodor Fölk.

„Lasciate ogni speranza,  
voi, qui entrate!“  
Dante, Inferno.

Film — Reichtum — Ruhm — man hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts sattgelesen und sattgehört an den Schreien der armen, kleinen Modistinnen und der ewig unzufriedenen Halbfertigen, den Schreien nach jener Karriere, die wie ein Wirklichkeit gewordenen Märchen die gärende Phantasie einer vor dem Nichts stehenden Nachkriegsjugend in begreiflichen Aufruhr versetzte. Man hörte von phantastischen Sagen und Werdegängen und vergaß, daß die Junge, von allen Seiten noch mit Mißtrauen betrachtete Filmindustrie reklamebedürftig war und in solchen Gerüchten nicht mit Unrecht die wirksamste Reklame sah, man verwechselte die Dichtung auf der Leinwand zu gern mit der Wirklichkeit und dies in einem Maße, wie es die Bühne auch zur Zeit des stärksten Bühnenrummels nicht bewirkt hatte.

Waren noch zwei Jahrzehnte vorher die Karl May lesenden Halbwüchsigen nach „drüben“ auszuweichen, so griff heute der Drang nach der Filmlaufbahn wie eine Volkskrankheit um sich. Was nützten da Warnungen in Presse, Buch und Elternhaus, wenn Legende um Legende in die Massen drang! Da wurden Existenzmöglichkeiten beiseite geworfen, Familien zerstört, man hatte ja meist — so tröstete man sich — nicht viel aufzugeben: alle Berufswege überfüllt, ohne Geld und Protektion nirgends Erfolg zu erwarten — also, verlieren konnte man nichts, gewinnen alles. Und dann? Die Antwort ist eine Tragödie, eine der Tragödien des Jahrhunderts.

Nach einigen fruchtlosen Versuchen bei Agenten, Regisseuren und Direktoren lehren ellierte ernüchtert um, aber die Mehrzahl klammert sich zäh an ihre Hoffnungen. „Es gibt ja genug Möglichkeiten!“ Und was wird da nicht alles versucht! Da sind z. B. die oftgenannten „Probeaufnahmen“. Man geht zu irgendeiner größeren Firma, setzt sein letztes Geld und, sofern man Frau ist, gelegentlich auch mehr daran und erreicht schließlich, daß man zu einer Probeaufnahme zugelassen wird, die den Zweck haben soll, die Befähigung oder Nichtbefähigung des Neulings festzustellen. Der ersehnte Tag kommt und das arme Opfer steht zum erstenmal in seinem Leben herzkloppend vor der Kamera. Was liegt dem Regisseur, was dem Kameramann an dem Außensteher! Der Ton, der hier herrscht, läßt das Opfer schon verzagen. Es hat sich längst im stillen zurechtgelegt, wie es seine interessantesten „Posen“ zeige, nun steht es verschüchtert da und führt automatisch jede anbefohlene Bewegung aus: „Kopf langsam nach links — so,

jetzt lächeln — Kopf wieder nach vor wenden — aber nicht so hastig! — Sie sehen etwas Furchtbares — sind entsetzt — na, machen Sie schon ein recht entsetztes Gesicht — warum denn so steif. Liebling! — gut so, danke schön!“ — und der Kameramann kurbelt, der Apparat farrt, die Quecksilberlampen speien Blut, das Licht zischt aus — vorbei! Alles unsonst! Nach Jahren noch liegt der Filmstreifen im Archiv und der oder die Geprüfte sitzt vielleicht hungernd in der Filmbörse.

Hier landen die fast oder ganz Unheilbaren und deren Zahl ist beängstigend. Es befällt einem etwas wie Beklemmung, wenn man diese Räume betritt. Hunderte von Menschen, zusammengepfercht, die Lust zum Schneiden die voll Zigarettenqualm, an allen Tischen Lärm. Erscheint der Beauftragte einer Firma im Türhaken, verstummt alles. Angstvolle, bittende, kofettierende Blicke, man umdrängt den Brotagott, bis der begleitende Ordnungsmann die Zudringlichsten an ihre Plätze weist. Und selbst die scheinbar Ruhigen, Teilnahmslosen fiebern innerlich, hypnotisieren gleichsam den Engagierenden. Hat er die paar Leute, die er braucht notiert, dann sehen ihm die andern enträuscht nach, Schimpfwörter werden laut, man kann bisweilen auch eine verstopfte Träne blinken sehen, auch bei Männern — der Hunger tut eben gar so weh!

Die Allermeisten sitzen hier seit Jahren. Sie hoffen nicht mehr, sie trauern auch nicht, sie sind stumpf geworden. Sie fühlen auch nicht mehr, daß sie Ware sind, Ware um jeden, auch um den niedrigsten Preis. Wie oft schon wurde dem Beauftragten einer Firma das Engagieren wegen der zu niedrigen gebotenen Gage untersagt und von den Tischen ein entrüsteter Sturm von Schmähreden entgegenschleudert — wenn er aus dem Haus trat, umringten ihn auf der Straße Dutzende hungernder Komparsen und erböten sich, noch unter der gebotenen Gage zu arbeiten. Der Hunger hat diese Menschen nicht zu einer starken Organisation zusammenzuschweißen vermocht, der Selbstunterhaltungstrieb kennt unter ihnen keine Solidarität. Aber wenn man während der Gagenverhandlungen im Büro zwischen Gewerkschaftssekretär und Arbeitgeber den und Jene draußen vor Hunger ohnmächtig zusammenbrechen sieht, versteht man auch, daß Statistinnen sich bereitwillig an Regisseure und deren Hilfskräfte weghenken, nur um dürftiges Brot für ein paar Tage zu verdienen — eine Erziehung, die in ihrer Entsetzlichkeit Sachtreiben gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, da man sich daran als eine Alltäglichkeit beinahe schon gewöhnt hat.

Aber all diese Bemühungen reichen oft nicht aus, um den Betrag für Miete und

Unterhalt aufzubringen. Was kann da anders noch helfen, als die StraÙe? Und die einen Nachmittags und den halben Abend vergeblich in der Börse gefesselt, stehen dann vielleicht eine halbe Nacht an einer StraÙenecke und treiben das letzte Gewerbe, das solch einem unglücklichen Menschenkinde noch übrig bleibt. Nicht alle, nur manche, aber immer noch viel zu viele.

Und die Männer? — Da sitzen um die Tische herum Köpfe, denen eine geistige Vergangenheit voll Ruhm sichtbar aufgezeichnet ist. Sihen herum und spielen Skat, Stunde um Stunde, Tag für Tag, lärmern, fluchen, lügen und schwägen großtuerisch albernem Zeug und kein Wort kommt über ihre Lippen, das zu diesen Prachtshädeln paÙte. Da und dort lauert einsam in einer Ecke ein alter Heldenvater oder ein altgewordener Heldentenor, der seine Glanzzeit nicht vergessen kann und sich hier so verloren, so verwirrt vorfindet. Aber wo soll er sonst sein Brot verdienen? Nun sitzt er verbissen in seiner Ecke und schämt sich und kann doch nichts dafür, daß er alt geworden ist. Er wird sich nicht rühren, wenn jemand zum Engagieren kommt, er ist das nicht gewöhnt. Man mußte früher immer zu ihm kommen. Aber heute ist das anders. Und wenn er nicht ins Irrenhaus kommt oder Selbstmord verübt, wird er in ein, zwei Jahren verhungert sein.

Mit den Jungen ist das anders, aber nicht besser. In ein paar Jahren ist der oder jener nicht mehr hier: er „sitzt“. Wegen Diebstahls oder Unterschlagung, häufig wegen Zuhälterei. Die Jugend hat eben noch eine aktiveren Betätigungsdrang und die besten Anregungen erhält sie in dieser Umgebung nicht.

Kraftstrotzende Menschen, voll Schönheit und Hoffnungen sind es, die mit Idealen in der Brust und unter Opfern sich wie die Mäuler nach den Jupiterlampen drängen — was nach wenigen Jahren davon noch übrig ist: Ruinen und Asche.

Die mächtigsten Wellen haben sich gelegt, die Jugend hat andere Ideale gefunden. Der Film ist eine Industrie geworden wie jede andere, etwas alltägliches, worüber sich kaum noch jemand aus der Fassung bringen läßt. Aber immer sind es noch viel zu viele, die, alle wohlgemeinten Warnungen in den Wind schlappend, sich für fähiger, für glücklicher halten als die Tausenden, die vor ihnen den gleichen Weg gegangen sind, den Weg, der statt zum Golde, in den Sumpf führte.

Für diese immer noch zu vielen sind diese Zeilen geschrieben.

## Warum gilt die Zahl 13 als Unglückszahl?

Wenige werden wissen, daß der Aberglaube zurückgeht um mehr als 1000 Jahre vor Christi Geburt auf die alten Babylonier. Ihnen verdanken wir unsere Zeitrechnung. Sie teilten die Woche in 7 Tage, den Tag in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Sekunden ein. Das Jahr hatten sie eingeteilt in 12 Monate, die abwechselnd je 29 und 30 Tage zählten. Da das nicht ausreichte für das natürliche Jahr, das Jahr der Sonne, so wurde in gewissen Zeiträumen ein dreizehnter Monat eingeschoben, wie wir heute im Schaltjahr einen 29. Tag für den Februar einschoben. Die regelmäßigen 12 Jahresmonate standen im Zeichen der 12 Sternbilder des Tierkreises, wie sie heute noch gedeutet werden, in neuester Zeit besonders auch von Astrologen. Für den 13. Monat wählte man als Tieresymbol den Ahabn, und da dieser als Unglücksvogel galt,

wie es auch im neuen Volksaberglauben der Fall ist, so wurde zunächst der dreizehnte Monat abergläubisch als Unglücksmonat angesehen. Diese Vorstellung übertrug sich dann auf die Zahl 13 an sich.

## Ein Reise-Erinnerung.

Von Heinz Schäfer.

### Der arabische Polizist.

Jerusalem hat recht enge Gassen. In diesen spielt sich hauptsächlich vormittags, ein sehr reges Leben ab. Die Gassen sind meist so dicht mit Waren befängt, daß es einem schwer fällt, hindurchzukommen.

In einer solchen Gasse standen an einem sonnigen Morgen zwei Araber plaudernd beisammen. Untweit davon hatte ein arabischer Zuckerbäcker seinen Verkaufsstand. In großen Backblechen lagen Kuchen aus Mais, Reis, Fische, Fadennudeln und Gemüse.

Die zwei Araber hatten anscheinend einen kleinen Meinungsanstoß. Erst sprachen sie ruhig aufeinander ein. Dann wurde ihre Unterhaltung lauter und es währte nicht lange, da verfeierten sie sich gegenseitig Fausthiebe.

Etwas zehn Meter davon entfernt stand ein arabischer Polizist. Er sah den Streitenden lächelnd zu. Die Araber kamen nun immer näher an die Kuchentische des Zuckerbäckers. Der Konditor wollte abwehren, wurde aber beiseite geschoben. Es vergingen nur einige Minuten, da lag einer von den Kämpfenden in dem großen Backblech, wo sich eben noch ein Gemüse kuchen seines delikaten Aussehens erfreute. Der Araber sah in dem Backblech und sah erstaunt nach seinem Gegner.

Schimpfend kam der Zuckerbäcker herbei. Der Araber wurde aus dem Backblech gehoben. Aber wie sah er aus? Mehr als die Hälfte des butterweichem Gemüsekuchens klebte an der Kleidung des Moslems. Ein Bild zum tollachen.

Der Zuckerbäcker forderte nun sein Geld für den Kuchen. Wieder kam es zu Sturmjahren. Endlich hatten sie sich geeinigt. Die Araber bezahlten. Schmunzelnd steckte der Zuckerbäcker die Silberstücke ein und machte sich daran, die Kuchenreste von der Kleidung des Arabers zu entfernen. Bald lag der Kuchen — nur etwas zerstückelt — wieder zum Verkauf in dem Backblech.

Die Araber wollten nun in eine Seitengasse einbiegen, aber der Polizist, der die Zwischenfälle mit angesehen hatte, verperrte ihnen den Weg.

„Meine Augen haben eben gesehen, wie ihr euch geschlagen habt“, sprach der Polizist mit strenger Amtsmiene. „Warum macht ihr solche Sachen? Ich werde euch dem großen Kadi vorführen, und die Strafe wird nicht ausbleiben.“

„Herr“, erwiderte einer der Araber, „warum willst du uns zu dem gestrengen Kadi schleppen, du siehst doch, daß wir uns die Hände reichen und wieder Freunde sind — sage uns, was müssen wir dir geben, damit du uns nicht zu dem mächtigen Kadi bringst?“

Der Polizist dachte eine Weile nach, dann entgegnete er:

„Das Gesetz verlangt, daß ich einen von euch dem Kadi vorführen muß — laßt euch daher sagen, daß ich dem, der mir das meiste Geld gibt, die Freiheit gebe, den andern aber als Gefangenen mitnehmen muß — das Gesetz will es so.“

Der eine Araber bot nun dem Polizisten zehn Pfaster, der andere zwölf und so ging es weiter, bis zwanzig Pfaster erreicht waren. Nun zog der, der das meiste Geld bezahlte

konnte, ab, während der andere dem Polizisten folgen mußte.

Raum hatten die beiden einige Gassen passiert, da blieben sie an einer dunklen Ecke stehen. Flüsternd sprachen sie aufeinander ein. Dann glitten einige Silberstücke in die Hand des Polizisten. Nun war auch dieser Araber frei und der Wächter des Gesetzes ging mit strenger Amtsmiene durch andere Gassen...

## Junge deutsche Dichtung.

Unter diesem Titel ist im Eigenbrödler-Verlag, Berlin W 8, eine Sammlung von Proben des Schaffens des jüngsten deutschen Dichternachwuchses erschienen, die einen ausgezeichneten Ueberblick über die Leistungen der jungen Dichtergeneration gewährt. Herausgegeben ist diese Anthologie von Kurt Virneburg und Helmut Hurst und sie enthält Arbeiten sowohl in lyrischer Form als auch in Prosa, sowie Stücke aus Dramen. 102 Autoren sind hier mit sorgfältig ausgewählten Proben ihres Könnens vertreten und da die Einbeziehung in die Sammlung ohne jede Rücksichtnahme auf eine Tendenz erfolgt ist, — wobei aber Tendenzdichtung nicht ausgeschlossen wurde — so gibt das fast 500 Seiten umfassende Buch eine gute Uebersicht über das dramatische, epische und lyrische Schaffen der Jahrgänge um 1900. Viele weniger bekannte Namen sind vertreten, aber auch viele bekannte: Ernst Gläser, Manfred Hausmann, Hans Kafka, Erich Kästner, Edlef Köppen, Joachim Maass, Ernst Penzoldt, Georg von der Vring und viele andere. Ein Zeltspiegel ist dieses Buch und eine Art Literaturgeschichte. Viel Wertvolles ist in ihm enthalten und viel Verheißendes. Zur Orientierung über die bisherigen Veröffentlichungen der Mitarbeiter und auch anderer Autoren, die mit Beiträgen in dieser Sammlung nicht vertreten sind, ist ein bibliographischer Anhang beigelegt. Für jeden, der am dichterischen Schaffen der Gegenwart Anteil nimmt, ist dieses prächtige Sammelwerk unentbehrlich.

## Was mancher nicht weiß.

Eier sind zu allen geschichtlichen Zeiten als Nahrungsmittel benutzt worden. Außer Eiern von Land- und Seevögeln hat man auch Eier von Schildkröten, Krokodillen und anderen Kriechtieren verzehret.

Im alten Griechenland gingen die Türen ebenso wie im alten Rom immer nach außen auf. Wenn jemand ausgehen wollte, pflegte er deshalb immer von innen gegen die Tür zu klopfen, um einen Zusammenstoß mit Vorübergehenden zu vermeiden.

## Weiteres.

**Mißverständnis.** „Der war der Herr, der dich gestern an der Haustür küßte?“ — „Ein Vertreter!“ — „Hatte dein Bräutigam keine Zeit?“

**Begreiflich.** „Guten Morgen, Herr Bimpff! Wachen sich bei Ihnen schon Alterserscheinungen geltend?“ — „Warum?“ — „Sie kommen mir viel kleiner vor.“ — „Freilich. Ich bin seit vier Wochen zusehender.“ — „Ah so!“

**Ueberflüssiges.** „Sammel, warum hast du die Zuckerschicht auf dem Geburtstagskuchen abgeknappert?“ — „Ich kann sie auswendig, Vater!“

**Wilderer Umstand.** „So eine Koheit, mit der vollen Weinflasche auf Ihren Gegner loszuschlagen!“ — „Es war ein leichtes Weinschen, Herr Richter!“

Seine Auffassung: „Wenn du unartig bist mußt du heute allein essen!“ — „Den ganzen Pudding, den du gelocht hast, Mutter?“

## Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Schach Wenzel, Wisterschan bei Teplitz-Schönan.

Allen Aufträgen ist Retourmarke beizulegen.

45. Fortsetzung.

Schachaufgabe Nr. 9.

von L. Maugalis (Riga).

Schwarz: Kc5, Bb4. (2 Fig.)



Weiß: Kd8; Db8; Sd6, e6; Bf2, h4. (6 Fig.)  
Matt in 2 Zügen.

Richtige Lösungen sind spätestens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Schach, Wisterschan bei Teplitz-Schönan, einzusenden.

Lösungszug zu Aufgabe Nr. 8: Lb2-e1.

Nachfolgende Genossen sandten richtige Lösungen ein: Johann Hülbig, Bergesgrün; Eduard Koukal, Trupschita; Ludwig Walter, Kwitkau; Franz Hejduk, Karbitz; Hermann Lisehke, Tetschen; Prchal Ignatz und Jarosch Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Philipp Heinrich, Obergeorgental; Hieke Josef, Meistersdorf.

Deutschland.

Arbeiter-Schach-Bundesmeisterschaft 1930.

Etwas später als vorgesehen (bedingt durch das Scheitern des Bundesturniers Ostern 1930 in Köln) fanden die von allen Schachspielern — und nicht nur aus Arbeiterkreisen — mit lebhafter Spannung erwarteten Endrundenkämpfe um die Bundesmeisterschaft im Deutschen Arbeiter-Schachbund zu Pfingsten in Magdeburg statt. Das gleichzeitige dort stattfindende Bundestreffen des Reichsbanners zog allerdings fast die ungeteilte Aufmerksamkeit der Einwohner auf sich, so daß der Besuch der Schachkämpfe auf die wirklich Interessierten beschränkt blieb. Trotzdem war der Werbeerfolg gut.

Breslau, Essen und Nürnberg traten zum Kampfe in drei Runden an. Die erste, am 8. Juni, brachte bereits einen klaren Sieg von 8½:1½ für Nürnberg gegen Essen, der bewies, daß die Essener Mannschaft, die durch die Spaltung über die Hälfte ihres Bestandes verloren hat, in diesem Rennen als gefährlicher Gegner nicht in Betracht kam. Etwas besser, 5:7, unterlag sie in der zweiten Runde gegen Breslau (am 9.) und ließ diesen damit die Hoffnung, den favorisierten Nürnbergern in der dritten Runde am 10. Juni mindestens etliche Punkte, wenn nicht die Meisterschaft entreißen zu können. Das Ergebnis dieser letzten Runde wirkte aber geradezu wie ein kalter Wasserstrahl: 8:2 für Nürnberg! Wodurch Nürnberg bewies, daß es gegenwärtig eine ganze Klasse höher steht als irgendein anderer Verein des Bundes. Endergebnis: Nürnberg 16½, Breslau 2, Essen 4½ Punkte.

(Fortsetzung folgt.)